

Herd und Ofen

Autor(en): **Lehmann, H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die schweizerische Baukunst**

Band (Jahr): **3 (1911)**

Heft 11

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-660236>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schweizerische Baukunst

Zeitschrift für Architektur, Baugewerbe, Bildende Kunst und Kunsthandwerk
mit der Monatsbeilage „Beton- und Eisen-Konstruktionen“

Offizielles Organ des Bundes Schweizerischer Architekten (B. S. A.)

Gegründet von Dr. E. H. Baer, Architekt (B. S. A.)

Herausgegeben und verlegt

von der Wagner'schen Verlagsanstalt in Bern.

Redaktion: H. A. Baeschlin, Architekt (B. S. A.), Bern.

Administration u. Annoncenverwaltung: Bern, Äußeres Bollwerk 35.

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum 40 Cts. Größere Inserate nach Spezialtarif.

Die Schweizerische Baukunst erscheint alle vierzehn Tage. Abonnementspreis: Jährlich 15 Fr., im Ausland 20 Fr.

Der Nachdruck der Artikel und Abbildungen ist nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.

Herd und Ofen.

Das altgermanische Haus, ein Fachwerk- oder Blockbau von rundem oder quadratischem Grundriß, mit einem Dache aus Stroh, Rasenstücken, Schilf oder Schindeln, diente als Schutz gegen Wind und Wetter, Hitze und Kälte. Um diese Aufgabe zu erfüllen, mußte es möglichst geschlossen sein. Seine Hauptlichtquelle war die Lüre. Zuweilen wurden unter dem Dache auch kleine, wahrscheinlich verschließbare Ausgucke angebracht. In der Mitte des festgestampften Lehmbofens befand sich die Feuerstelle. Der Rauch fand seinen Ausweg durch die Lüre, in besseren Wohnhäusern auch durch eine geschützte Dachluke über der Feuerstelle, das „Windauge“ (englisch window = Fenster). Zum Schutze gegen die Feuchtigkeit und zur Erzielung größerer Wärme im Winter belegte man zuweilen den Boden mit Holzstücken, „Dielen“, nach denen man später den so hergestellten Fußboden „Diele“ nannte. Nur für die Feuerstelle mußte ein Raum frei gelassen werden, über dem man zuweilen einen Erdaufwurf errichtete, abplattete und zum Schutze gegen herabfallende glühende Kohlenstücke mit Steinen umgab. Es war der *Herd* (Erde). Später belegte man die aufgeschichtete Erde mit einer Steinplatte. Als Spender von Licht und Wärme bildete der Herd den Mittelpunkt des Familienlebens und diente als Feuerstätte gleichzeitig zur Zubereitung der Speisen. Da die Erzeugung von Feuer im frühen Mittelalter noch mit großen Schwierigkeiten verbunden war, ordnete schon Karl der Große durch besondere Gesetze an, daß es, wenigstens auf den großen Höfen, immer brennen, um aber Schaden zu verhüten, von einem Knechte bewacht werden müsse. Der ungenügende Rauchabzug machte sich namentlich während der Nacht, wenn die Lüre zugemacht wurde, unangenehm fühlbar. Darum trennte man in besser ausgestatteten Hütten die Schlaf-

stätten durch Matten oder durch eine Wand aus Flechtwerk (althochdeutsch „Robo“, woraus unser Wort „Räfig“ entstand) ab.

Nun bedurfte man des Feuers aber nicht nur als Licht- und Wärmequelle und zur Zubereitung der Speisen, sondern auch zu technischen Zwecken, wie zum Brennen von Tonwaren, Schmelzen der Metalle u. a. m. Da die Erzeugung großer Hitze einen geschlossenen Feuerraum erfordert, entstanden zu diesem Zwecke eigene kleine, geschlossene Gebäude mit einer großen Feueröffnung und einem Rauchabzug. Das waren die *Defen*. Die Wärme, welche der Ofenmantel ausströmte, mag den Anstoß gegeben haben, mit derartigen Gebilden auch die Erwärmung von Räumen zu versuchen. In Holzhäusern war deren Unterbringung innerhalb des Wohnraumes mit Feuersgefahr verbunden. Wir begegnen ihnen darum zuerst in Steinbauten. In der Profanarchitektur fand der Steinbau am frühesten Verwendung für Klöster, Burgen, die Rittertürme und Befestigungsanlagen in den Städten und schließlich auch für die Wohnungen des Adels und des Patriziates. Auf dem bekannten Klosterplan von St. Gallen aus dem 9. Jahrhundert begegnen wir in den Ecken der Schlafräume, die zur Beherbergung vornehmer Gäste dienen sollten und sich um den gemeinsamen Wohnraum mit dem großen Herde lagern, nicht aber in denen der Diener, eiförmigen Einzeichnungen, welche aller Wahrscheinlichkeit nach solche Defen andeuten. Zum Unterschiede von dem Wohnraume nannte man diese Schlafkammern „*Caminatae*“, abgeleitet von dem römischen „*Caminus*“ als Bezeichnung für eine Feuerstätte mit Rauchabzug, wie sie im Hause und in der Werkstatt gebräuchlich war. Daraus entwickelte sich das mittelhochdeutsche Wort „*Kemenate*“ als Bezeichnung für ein heizbares Gemach, das namentlich den Frauen zur Wohnung diente. Es wurde vielfach im gleichen Sinne gebraucht wie das Wort „*Kammer*“, welches eigentlich eine

gewölbte Decke bezeichnet, dann einen gewölbten Raum in der fürstlichen Wohnung, später aber sich verallgemeinerte und sogar zur Bezeichnung des abgesonderten (auch unheizbaren) Schlafrumes im Holzhaufe herab sank. In der Zusammensetzung „Speisefammer“ wird es sogar für einen Wirtschaftsraum verwendet, den man ursprünglich „Gadem“ nannte, jedoch später in Wörtern wie „Schlafgadem“ auch für Wohnräume verwendete. Als Bezeichnung des heizbaren Wohn- oder Schlafrumes verdrängte später beide Ausdrücke, wenigstens bei uns, das Wort „Stube“, womit man ursprünglich eine einfache Vorrichtung zur Erzeugung heißen Wasserdampfes (dadurch, daß man auf Steine, die durch das Herdfeuer glühend gemacht waren, Wasser goß und dieses zu einer Art Dampfbad benutzte) bezeichnete, dann aber auch das kleine Haus, in welchem sich diese Vorrichtung befand.

Um auch im Wohnraume dem Rauch des Herdfeuers einen besseren Abzug zu verschaffen, errichtete man über dem Herde ein großes Dach, welches ihn auffing und durch einen Schacht ins Freie leitete. In Holzhäusern war dieses sogenannte Rauchdach oder Rauchhaus aus Flechtwerk mit Lehm gemacht. Es erhielt sich während des ganzen Mittelalters und mußte in gewissen Gegenden noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts seiner Feuergefährlichkeit wegen verboten werden. Im Steinhause mit verschiedenen Stockwerken, sei es Burg, Kloster oder Herrenhaus, wurde der Herd in der Mitte des Raumes wegen des Rauchabzuges unmöglich. Man verlegte ihn darum an die Wand. Dies gestattete, auch das Rauchdach wenigstens auf einer Seite an diese anzulehnen. Es stützte sich auf sogenannte Kragsteine, althochdeutsch „scorrenstein“ (von „scorren“ = hinaustragen) und war aufgebaut auf einem Rahmen von Eichenbalken. Der Rauch fand seinen Ausgang durch einen gemauerten Kanal in- oder außerhalb der Mauer, den man „Schornstein“ nach den Kragsteinen oder auch „Kamin“ nach der Feuerungsanlage benannte. Ueber den Backöfen und den Herden zur Bereitung der Speisen errichtete man nicht nur im Mittelalter, sondern noch viel später auf großen Burgen eigene Bauten, deren Kamine gewaltige Türme bilden, wofür das Schloß in Heidelberg uns noch treffliche Beispiele liefert.

Das offene Feuer hatte den Nachteil, daß mit dem Rauche auch ein großer Teil der Wärme entwich und infolgedessen der Raum kalt blieb. War man dagegen auf die Erhaltung der Wärme bedacht, dann beizte der Rauch den traulich um die Feuerstätte versammelten Hausbewohnern die Tränen aus den Augen. In beiden Fällen aber machte gerade zur rauhen Jahreszeit, wenn es draußen stürmte und schneite, der durch den Schornstein herabbräufende Wind ein Verweilen an dem Wärmeherde unbehaglich. Und daß unsere Voreltern empfindlich waren für die Unannehmlichkeiten des Rauches, beweist

ein altes Sprichwort, welches als die schlimmsten Schäden eines Hauses nennt: ein undichtes Dach, eine böse Frau und Hausrauch. Auch waren diese Kamine alle riesige „Holzfresser“ und schon aus diesem Grunde nur in den Wohnungen der Reichen verwendbar. Wo der Winter nur kurze Zeit dauerte, wie in der West- und Südschweiz, konnte man alle diese Unannehmlichkeiten leichter in den Kauf nehmen. Da zudem der Kamin, namentlich im früheren Mittelalter, dem kloßig gebauten Ofen gegenüber auch wieder gewisse Vorteile aufwies, suchte man ihn immer mehr zu verbessern und baute ihn, wo es die Mittel gestatteten, sogar nach und nach zum kleinen architektonischen Kunstwerke aus. Er blieb denn auch in südlichen Gegenden und vorzugsweise bei den romanischen Völkern bis auf den heutigen Tag vielfach im Gebrauch. Um so eifriger war man in Ländern, wo der Winter ein strengeres Regiment führt, darauf bedacht, einen Ersatz für diese offene Feuerstelle zu finden. In einfachster Form bot ihn der Gluttopf. Da weder seine Anschaffung noch sein Unterhalt teuer waren, wurde er bei reich und arm heimisch. Doch machten sich die ausströmenden Kohlendämpfe unangenehm fühlbar, obschon sie damals weniger schädlich wurden, weil es noch keine festen Fensterverschlüsse gab, und darum der Luftwechsel ein fortwährender blieb.

Neußerst selten fand die römische Heizeinrichtung des Hypokaustes Verwendung und überhaupt nur in Steinbauten. Ob in dem alten Klosterplan von St. Gallen für gewisse Räume eine solche schon vorgesehen war, läßt sich nicht mit Bestimmtheit ausagen. Dagegen wird im Leben der hl. Theodilbe erzählt, daß sie ein Gemach mit Hypokaust erbaut habe. Sicher nachweisbar sind solche Heizeinrichtungen im Kaiserhaufe zu Goslar, im Schlosse zu Marienburg und im alten Rathause zu Göttingen. Auch das ehemalige Dominikanerkloster in Bern soll eine solche Anlage besessen haben.

Zur Beleuchtung diente in ältesten Zeiten, wie wir meldeten, das Herdfeuer, später der Kienspan, bei festlichen Anlässen die Harzfackel, wohl auch die Pechpfanne. Doch verbreiteten sie alle einen sehr unangenehmen Rauch, und man bediente sich daher für den gewöhnlichen Gebrauch lieber des spärlichen Lichtes der Delampeln, da reich und arm das Del aus einheimischen Gewächsen gewinnen konnte. Später wurde es teilweise verdrängt durch tierische Fette, die man schon frühe zu Kerzen gießen lernte, während das Wachs seiner Kostbarkeit wegen wohl nur für kirchliche Zwecke Verwendung fand.

Je leichter das Herdfeuer als Beleuchtungsmittel ersetzt werden konnte, desto eifriger war man auf die Errichtung von Heizeinrichtungen bedacht, welche den Materialverbrauch und die Belästigung durch Rauch auf ein Minimum einschränkten. Diesen Bedingungen entsprachen die meistens nur technischen Zwecken dienenden Defen am besten. Sie fanden denn auch als ungefüge

Gebäude aus Lehm und Steinen immer mehr Eingang, selbst in den Wohnungen der Vornehmen. Eines besonderen Schmuckes konnten sie zu jener Zeit um so eher entbehren, als sich auch die Wohnräume keines solchen erfreuten. Denn noch waren die Wände der Wohn- und Schlafräume auf den Burgen und im vornehmen Bürgerhause mangelhaft verputzt, der Boden gewöhnlich aus Lehm gestampft oder mit rohen Dielen belegt, selten mit Backsteinplättchen, während die Decke das gezimmerte Balkenwerk zeigte, in oder auf welchem die Dielenbretter des Obergeschosses ruhten. Dem entsprechend einfach waren auch die Hausgeräte. Diese Schmucklosigkeit in der Ausstattung der Räume machte sich aber darum weniger fühlbar, weil durch die schmalen Fensterschlitze das Licht nur spärlichen Eingang fand. Sie lagen daher im Halbdunkel oder waren sogar finster, sobald man die Fenster zum Schutze gegen Wind und Wetter und im Winter vor allem gegen die Kälte mit Brettern verschloß. Denn noch fehlten die Glasverschlüsse, und nur ganz vermögliche Leute besaßen die Mittel, um an deren Stelle Leinwand, in Del getränktes Pergament oder Papier, Marienglas oder das trübe, undurchsichtige Waldglas zu verwenden. Die mit weiten Bogenfenstern geöffneten Hallen aber waren nur während der schönen Sommerszeit bewohnbar, ebenso wie die offenen Lauben unter dem Dache. Wir begreifen daher die Klagen der Minnesänger in ihren Liedern, wenn sie die Leiden der Winterszeit schildern und ebenso die Freude, welche sich der ganzen Menschheit bemächtigte, sobald die ersten Blumen auf dem Felde als Boten des nahenden Frühlings wieder hervorsproßten.

Da der Ofen zufolge des zur Verwendung kommenden Materials sehr dickwandig gebaut werden mußte, strömte der Mantel nur wenig Wärme aus. Trotzdem erhielt sich diese Konstruktion auf dem Lande sehr lange und in den Berggegenden sogar bis auf unsere Tage. Als der Walliser Thomas Plater zu Anfang des 16. Jahrhunderts über die Grimsel zog, hatte er noch keinen Kachelofen gesehen. — Um dieses Ofengebäude herum zog sich eine Bank, „Hölle“ genannt, wenn sie aus Holz, „Ofenstein“, wenn sie aus Stein errichtet war. Vielfach dienten diese Defen gleichzeitig auch zum Baden. Sie waren so groß, daß man sich darin bequem verstecken konnte, und brauchten immerhin soviel Holz, daß man zu ihrer Bedienung eigene Knechte und Mägde anstellte. Der Umschwung in ihrer Konstruktion vollzog sich seit dem 13. Jahrhundert.

Offenbar hat man schon frühe versucht, zur Gewinnung größerer Wärme das Gewölbe des Ofens zu durchlöchern, dabei aber die schlimme Erfahrung gemacht, daß mit der warmen Luft auch der Rauch ins Zimmer drang. Da kam ein findiger Kopf auf die Idee, in diese Löcher kleine Tonbecher einzusetzen, wodurch die Belästigung durch den Rauch, allerdings mit einigem Verlust an Wärmeausstrahlung, verhindert werden konnte.

Diese Tonbecherchen hatten ursprünglich eine zylindrische Form mit einem Durchmesser von etwa 4 cm und einer Höhe von 10 cm. Ihre Vervollkommnung folgte auf dem Fuße, indem man sie konisch erweiterte und nach und nach bis zur Größe der gewöhnlichen Eßnapfe anfertigte (vgl. Abb. 1). Dabei setzte man sie bald mit dem Boden nach innen, bald umgekehrt ein. War die untere Bodenfläche nach außen gefehrt, so unterließ man nicht, sie zu verzieren (vgl. Abb. 2). Wie die ihnen verwandten Eßgeschirre, bezeichnete man diese Napfe als Kacheln (Schweizerdeutsch: „Chacheli“ = Eß- oder Trinknapf). Daneben kamen auch Versatzstücke in Form von Kugelschwämmen, Fragengesichtern u. dgl. (vgl. Abb. 3) auf, die sich aber offenbar nicht als sehr praktisch erwiesen. Solche Defen erhielten sich in Berggegenden bis auf unsere Zeit (Abb. 4). Daß dagegen aus diesen Tonbechern ganze Gewölbe hergestellt wurden, ist wenigstens für unsere Gegenden nicht wahrscheinlich; denn zu dieser Annahme berechtigen die immerhin spärlichen Funde nicht.

Ein größerer Fortschritt im Ofenbau wurde erst erzielt, als man auf den runden Kachelhals eine viereckige Platte aufsetzte, wodurch ein Aufbau der Ofenwände, ähnlich denen aus Backstein, möglich wurde. Auch diese Bodenplatten wurden verziert (vgl. Abb. 5). Damit war der Anfang zu einem künstlerischen Ofenbau gemacht. In Anbetracht der schwierigen Herstellung dieser Kacheln dürfte trotzdem der Heizkörper noch lange Zeit aus Lehm und Steinen aufgeführt worden sein, indem man sich darauf beschränkte, über demselben einen kleinen Aufsatz aus Kacheln zu errichten, der durch die heiße Luft erhitzt wurde und eine kubische, kegelförmige oder zylindrische Form hatte (vgl. Abb. 6 und 7).

Ursprünglich waren diese Kacheln nicht glasiert. Nach den Annalen von Kolmar zum Jahre 1283 soll damals zu Schlettstatt ein Töpfer gestorben sein, der zuerst im Elsaß „tönernes Geschirr mit Glas umkleidet“ habe, worauf man dieses Verfahren auch auf die Kacheln ausdehnte. Jedenfalls kam diese Technik von Südwesten her nach Deutschland und war nachweisbar schon zu Beginn des 14. Jahrhunderts auch in unseren Landen bekannt. Doch fielen die ersten Glasuren noch sehr unvollkommen aus (vgl. Abb. 5 und 6).

Eine Verbesserung in den Wohnungsverhältnissen brachte im 15. Jahrhundert die häufigere Verwendung von Waldglas auch für die Fensterverschlüsse in den Privathäusern. Sie rief einer Erweiterung der Fensteröffnungen, wodurch die Räume heller und wohnlicher wurden, was die Bewohner veranlaßte, nun auch mehr Sorgfalt auf ihre Ausstattung zu verwenden. Doch trat der völlige Umschwung erst in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts ein, als man die Bugenscheiben herstellen lernte, welche das Licht viel besser durchfallen ließen, als das trübe

Waldglas. In dem Maße aber, als die Wohnräume kunstvoll ausgemalt oder mit zierlichem Tafelwerk ausgekleidet und durch ganze Fensterreihen erhellt wurden, mußte auch größere Sorgfalt auf deren Möblierung verwendet werden. Damit war dem alten Lehmofen, wenigstens bei wohlhabenden Leuten, das Todesurteil gesprochen.

* * *

Auf diese vermehrten Ansprüche war das Handwerk vorbereitet, denn man brauchte bloß die Zierformen, welche bis jetzt fast ausschließlich für die kirchliche Kunst verwendet worden waren, auf profane Gegenstände zu übertragen. Und das geschah. Davon profitierte natürlich auch der Ofen, den man sehr bald zu einem kleinen architektonischen Bauwerke ausgestaltete, an dem alle jene hübschen Bauglieder, aus Ton gebrannt, Verwendung fanden, mit welchen die Steinmeker Kirchen, Rats- und vornehme Patrizierhäuser schmückten. Und wie der Ofen als Ganzes ein Kunstwerk wurde, so war es auch jede Rachel und jedes Gefimsstück (Abb. 7, 8, 9). Das glänzendste Beispiel dieser Ofenbaukunst gibt uns noch heute der berühmte Ofen von Hirschvogel im Schlosse zu Salzburg aus dem Jahr 1501. In der Schweiz ist leider kein einziges Stück aus dieser Zeit erhalten geblieben, obschon die noch vorhandenen Fragmente uns einen deutlichen Beweis dafür liefern, daß die Ofenbaukunst auch in unserem Lande hoch entwickelt war (Abb. 7 a).

Eine weitere Vervollkommnung in der Wohnungseinrichtung bedeutete die Verlegung der Feuerungsöffnung außerhalb des Wohnraumes und die Erstellung eines dicht geschlossenen Rauchabzuges nach dem Kamin, so daß die Belästigung durch Rauch gänzlich aufhörte.

Die Renaissance brachte für den Ofenbau zunächst einen kleinen Rückschlag, indem nun das ganze gotische Gialen- und Krabbenwerk in Abgang kam und infolgedessen auch der Aufbau des Ofens als solcher vereinfacht wurde. Der Heizkörper behielt seine kubische Form mit verzierten Ecklisenen, wie früher. Dagegen beschränkte man sich in der Ausschmückung des Turmes auf ein mehr oder weniger kunstvolles Kranzgefims. Seit der Zeit, da man auch für den Heizkörper des Ofens ausschließlich Racheln verwendete, baute man sie auf einer Sandsteinplatte auf, die man gewöhnlich auf einen niederen, oft reich verzierten Sockel aus gleichem Material oder auf Tonfüße legte (Abb. 10 und 11).

Trotz dieser hochentwickelten Kunst des Ofenbaues behielten doch die Ersteller der Ofen ihren Namen nach dem gewöhnlichsten Fabrikate, das sie herstellten, nämlich Hafner nach den Häfen oder Töpfer nach den Töpfen. Das hatte seinen guten Grund, denn sie waren nicht die Schöpfer all' dieser schönen Gebilde, sondern preßten sie nur in Ton aus, brannten und glasierten sie und

fügten sie zum Ofen zusammen. Die Modelle dazu wurden von den gleichen geschickten Meistern hergestellt, welche auch die Formen für die Gießer, für das feine Backwerk usw. verfertigten, nämlich von den Modelstechern. Aber auch diese dürfen nicht immer als die Erfinder der Ornamente und Figuren angesehen werden. Dies besorgten vielmehr die Reißer oder Zeichner, d. h. die Künstler. In der Tat können wir heute noch nachweisen, daß die schönsten Darstellungen auf den Racheln gleichzeitigen Kupferstichen nachgebildet wurden (Abb. 9). Diese Reißer durften als Künstler ihre Zunft frei wählen. Die Modelstecher dagegen gehörten zu den Holzarbeitern, die Hafner zu den Maurern und Steinmekern. Die Modelstecher verkauften nun gewöhnlich ihre Holzmodelle nicht direkt an die Hafner, da der Preis dafür zu hoch war. Vielmehr zogen sie mit ihnen herum oder stellten Leute an, welche damit wanderten. Diese drückten den Hafnern gegen eine vereinbarte Entschädigung ihre in Relief ausgeführten Holzformen zu einem oder auch zu mehreren Ofen in Ton ab, wodurch die Hafner ohne weiteres zu den Negativen gelangten, die sie nun nur noch zu brennen brauchten, um daraus Racheln formen zu können, soviel ihnen beliebte. Je mehr Modelle sie sich auf diese Weise erwarben, desto formenreicher konnten sie ihre Ofen aufbauen. Aus diesem Grunde nur erklärt sich die Tatsache, daß man z. B. Ofen Racheln mit der Aufschrift „Hans Berman“ in der Stadt Malmö in Schonen (Schweden), in Kopenhagen, Wismar, Dresden, Nürnberg, Frankfurt, Darmstadt, Basel und bis in den Kanton Uri hinein antrifft (Abb. 12). — Um die Anschaffungskosten zu verringern, begnügten sich kleinere Hafner damit, aus schon vorhandenem Rachelmaterial Negative herzustellen, die natürlich an Schärfe der Modellierung den Originalabdrücken bedeutend nachstanden (Abb. 12). So können wir verfolgen, wie das gleiche Rachelmodell sich beinahe bis zur Unkenntlichkeit verflacht. — Auch mit Bezug auf die Herstellung der Originalmodelle wurden allerlei Praktiken betrieben. So zerlegte man sie bisweilen in Teile, was ermöglichte, in der gleichen Umrahmung verschiedene bildliche Darstellungen zu verwenden.

Schon zu Ende des 15. Jahrhunderts hatte die Eisenindustrie und namentlich der Eisenguß in gewissen Gegenden einen solchen Aufschwung genommen, daß man in der Lage war, große Platten zu gießen. Es lag nun sehr nahe, solche auch zur Konstruktion von Ofen zu verwenden. Ihren künstlerischen Schmuck erhielten sie ebenfalls durch Holzmodel. Im allgemeinen waren diese Ofen kleiner, die Eisenplatten dagegen größer als die Racheln. Wahre Prachtstücke blieben in den Rathäusern zu Stein a. Rh. und Rapperswil erhalten. Wahrscheinlich wurden die Platten in Laufenburg gegossen, das bis ins 17. Jahrhundert der Sitz einer blühenden Eisenindustrie war. Da nun bekanntlich die von heißem Eisen

(Fortsetzung auf S. 157.)

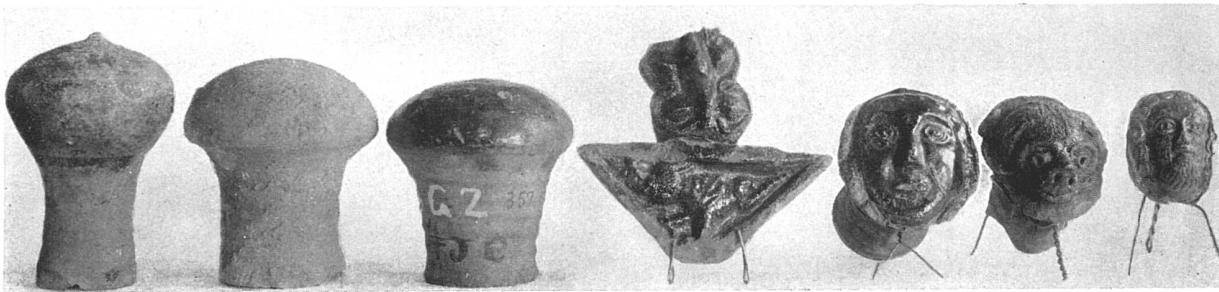
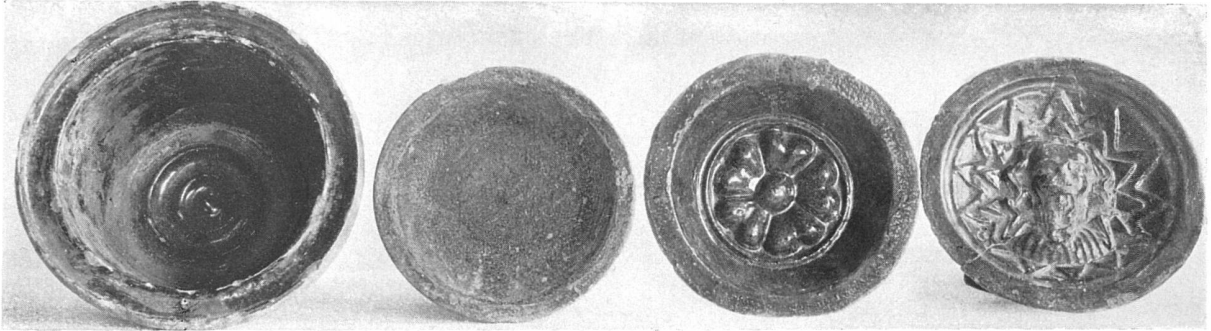
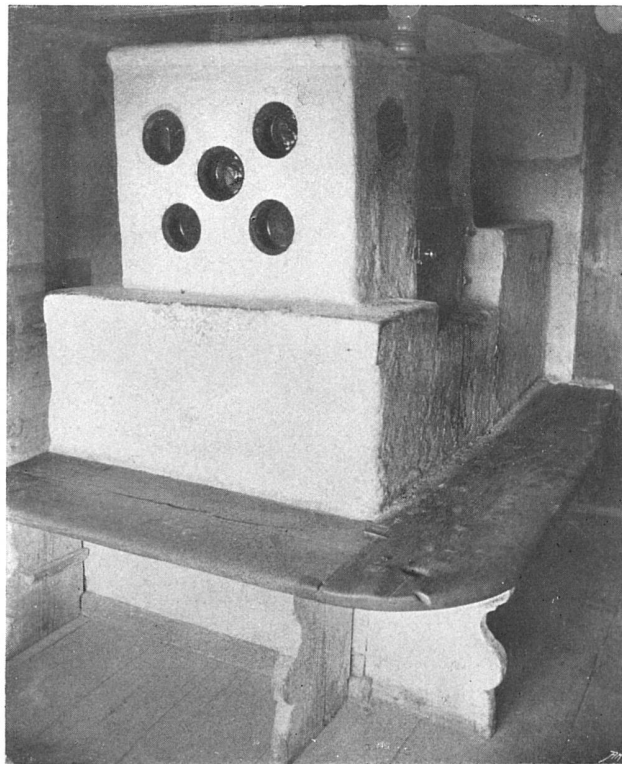


Abb. 1 (oben). Tonbecher, älteste Form der Ofenkacheln. 13. Jahrhundert
 Abb. 2. Hohlkachel in Form eines Napfs und Kacheln mit verzierten Böden. 14. Jahrh.

Abb. 3. Verschiedene Kachel-
 formen und Versatzstücke aus
 dem 13. und 14. Jahrhundert.
 (Schweiz, Landesmuseum)



Herd und Ofen. Von Dr.
 H. Lehmann, Direktor des
 Schweiz. Landesmuseums



Abb. 4. Gemauerter Ofen
 mit Napfkacheln in einem
 Bauernhaus am Gehren-
 berg (Appenzell)

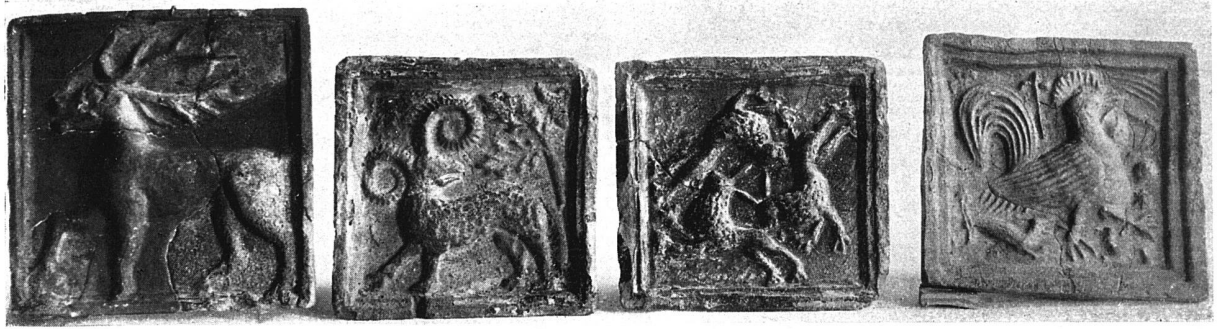
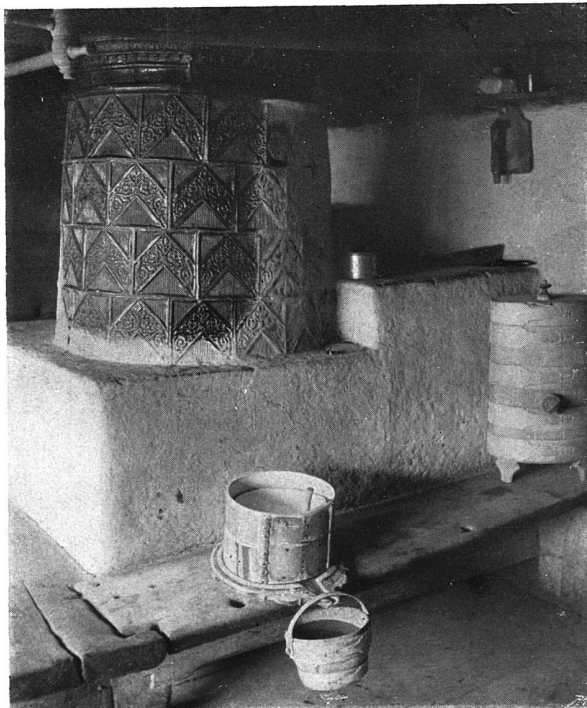


Abb. 5. Älteste Kachelformen mit verziertem rechteckigem Boden. 14. Jahrhundert. (Landesmuseum)



Abb. 6. Drei Kacheln zu Ofentürmen und ein dreieckiges Versatzstück. 14. Jahrhundert



Herd und Ofen. Von Dr. H. Lehmann, Direktor des Schweiz. Landesmuseums

Abb. 7. Gemauerter Ofen mit Turm aus grünen Relieftacheln im Hause ob.Brüttisau (Appenzell)

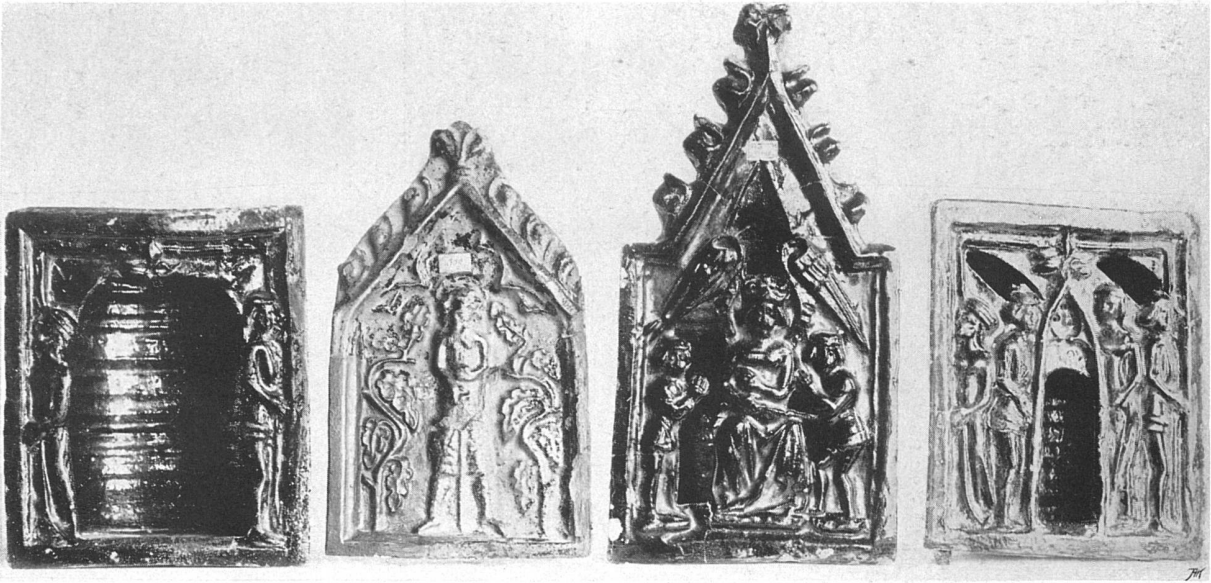


Abb. 7a. Gotische Hohlkacheln verschiedener Art für Heizkörper und Turmkranz. 15. Jahrhundert. (Landesmuseum)



Abb. 8. Künstlerisch verzierte Ofenkachel. Ende des 14. Jahrhunderts. (Schweiz, Landesmuseum)



Abb. 9. Künstlerisch verzierte Ofenkachel nach einem Kupferstich des Meisters E. S. Ende des 15. Jahrh. (Landesmuseum)



Herd und Ofen. Von Dr. H. Lehmann, Direktor des Schweiz. Landesmuseums in Zürich



Abb. 12. Ofenkachel von Hans Bethmann. 1562

Belegstück für schlechte, nachgeformte Kacheln

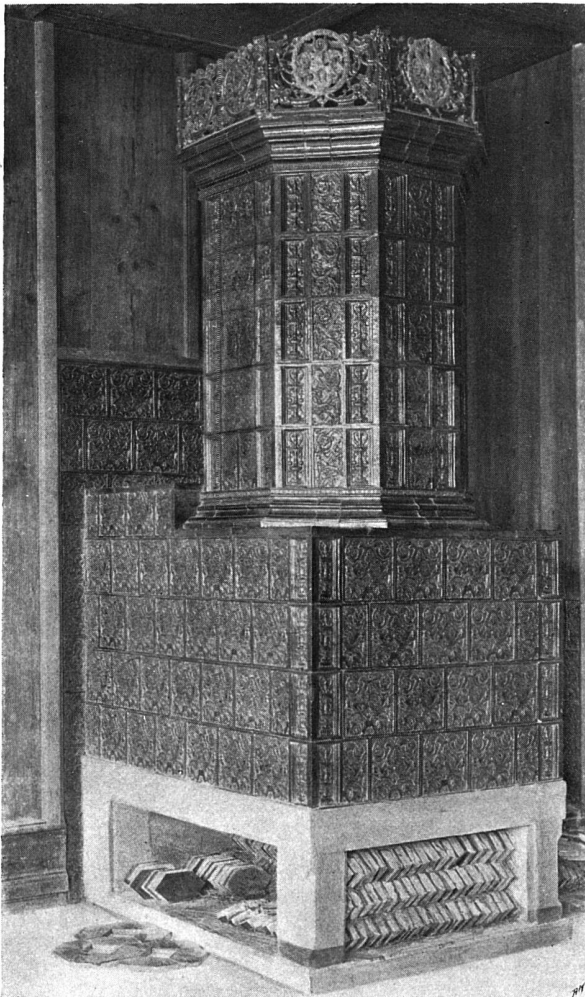


Abb. 10. Grüner Relieffofen mit Wappen des Jak. Schlappritzi und der Anna Studer (1582) aus dem Schloßchen Wiggen bei Nordschach Ost- und Zentralschweiz. Typus. (Landesmuseum)



Abb. 11. Renaissance-Ofen aus dem Schlosse Rosières (Kanton Freiburg), Ende des 16. Jahrhunderts (jetzt im Landesmuseum) Westschweizerischer Typus



Abb. 13. Renaissance-Ofen von Ludwig Pfau in Winterthur, 1620, für das Prunkzimmer im Seidenhof zu Zürich angefertigt. (Jetzt im Landesmuseum)



Herd und Ofen. Von Dr. H. Lehmann, Direktor des Schweiz. Landesmuseums in Zürich



Abb. 14. Ofen aus dem Kloster Königfelden.
Anfang des 18. Jahrhunderts. (Landesmuseum)



Abb. 15. Blau bemalter Turmofen mit Veduten,
dat. 1742, aus Willisau. (Schweiz. Landesmuseum)

Herd und Ofen. Von Dr. h. Lehmann, Direktor des Schweiz. Landesmuseums in Zürich

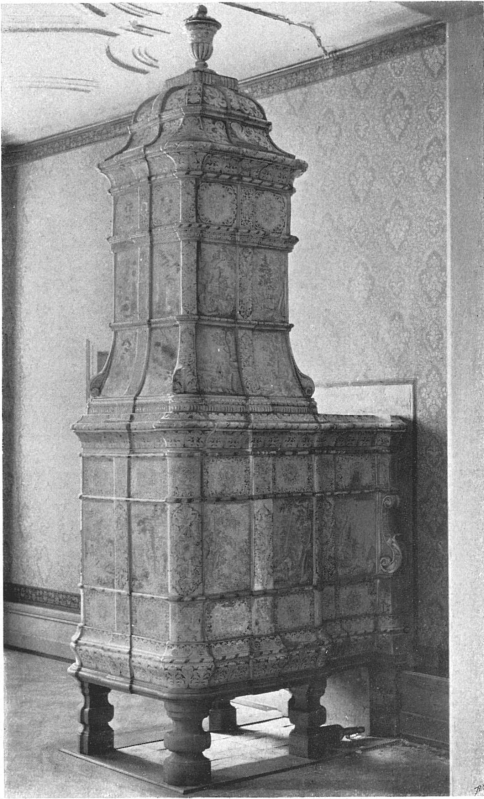


Abb. 16. Blauer Ofen aus Zürich (1754), gemalt von Düringer, Zürich. (Im Refektorium des Landesmuseums)



Abb. 17. Ofen aus Kehrsjak (Bern). Besitzer Herr G. Beutel-Knuchel, Blumenhof in Kehrsjak



Herd und Ofen. Von Dr. H. Lehmann, Direktor des Schweiz. Landesmuseums in Zürich



Abb. 18. Schwarzbraun bemalte Kachel von Hans Jakob Frey in Lenzburg

Ende des 18. Jahrhunderts.
(Schweiz, Landesmuseum)



Abb. 20. Ofen im Stile Louis XVI, aus dem Rathhaus zu Norschach, dem Schweiz, Landesmuseum geschenkt vom Gemeinderat Norschach

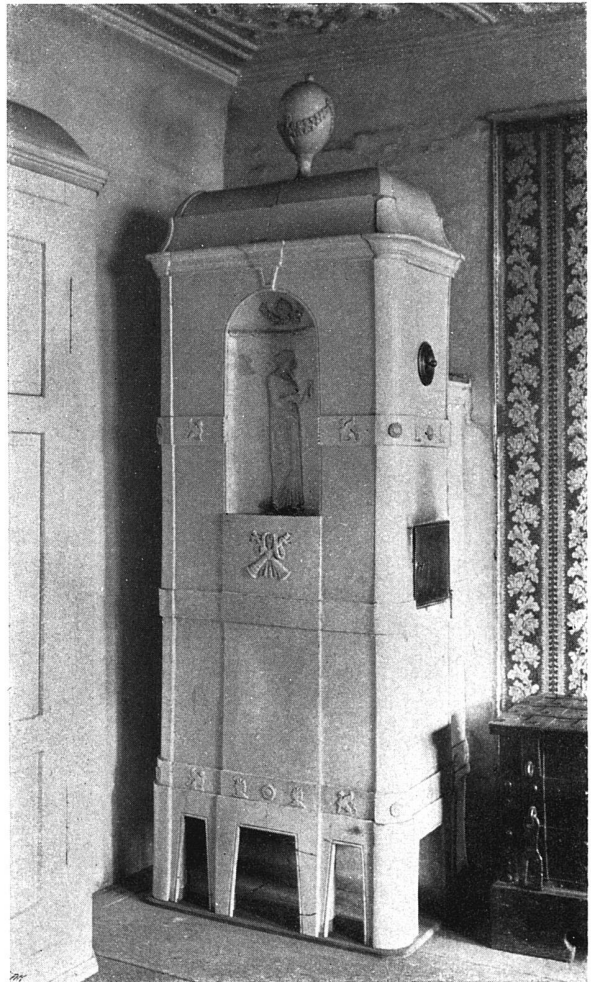


Abb. 21. Empireofen aus weisglasierten Kacheln mit Applikationen aus weisser Masse

Herd und Ofen. Von Dr. H. Lehmann, Direktor des Schweiz, Landesmuseums in Zürich

ausgestrahlte Wärme nicht so angenehm ist, wie sie der Kachelofen abgibt, so kombinierte man zuweilen beide Materialien, indem man den Heizkörper aus Eisenplatten herstellte und darüber einen kleinen Kasten aus Kacheln errichtete. Für diese Zwecke gab man ihnen gewöhnlich eine schwarze Glasur, die bei uns nur ausnahmsweise Verwendung zu ganzen Kachelöfen fand, während das Rathaus in Augsburg solche als großartige Meisterwerke der Ofenbaukunst besitzt.

In Berggegenden verwendete man statt Kacheln oder Eisenplatten, wahrscheinlich seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts, vielleicht auch schon früher, oft Steinplatten zu Öfen. Die Gesteinsart, welche sich dazu eignet, kommt namentlich am Gotthard vor. Trotzdem finden wir solche Steinöfen auch in andern Berggegenden bis auf den heutigen Tag sehr verbreitet. Das Landesmuseum besitzt deren zwei aus dem 16. Jahrhundert. Den Schmuck beschränkte man bei diesen Öfen gewöhnlich auf die Anbringung von Wappen und Initialen der Besteller und auf ein paar mehr oder weniger kunstvolle Ornamente an der der Fensterfront des Wohnraumes zugewendeten Seite. Die Steinmeker, welche sie herstellten, nannten sich im Gegensatz zu den Hafnern *Ofner*.

Da die Anschaffung der Modelle für die Reliefofenkacheln mit bedeutenden Auslagen verbunden war, so suchte man seit der Mitte des 16. Jahrhunderts einen Ersatz für diese kunstvollen Verzierungen in der Bemalung der Kacheln. In einfachsten Zeichnungen konnten die Hafner eine solche wohl selbst ausführen. Auf feinerem Geschirre begegnen wir derartigen Verzierungen bei uns schon seit dem 15. Jahrhundert, vorzüglich in blauer Farbe auf weißem Grund. Auch in dieser Kunst machte man sehr rasch Fortschritte. So besitzt z. B. das Landesmuseum einen sehr schön bemalten Ofen aus dem Jahre 1566, welchen einst der Nidwaldner Staatsmann Johannes Waser für sein kurz zuvor erworbenes Haus, die sogen. Rosenburg in Stans, herstellen ließ.

Zu Ende des 16. Jahrhunderts blühte das Hafnerhandwerk vor allen anderen Städten der alten Eidgenossenschaft in Winterthur, das im folgenden Jahrhundert beständig 20 bis 40 Hafner beschäftigte. Besonders berühmt waren die Erzeugnisse aus den Werkstätten der Erhart, Pfau, Graf und Sulzer. Sobald aber an die Bemalung der Kacheln höhere Anforderungen gestellt wurden, waren die gewöhnlichen Hafner nicht mehr in der Lage, diese Arbeit selbst auszuführen. Sie hielten sich darum eigene Ofenmaler, die ihnen auch das Geschirre bemalten. Da nun auf einer kleinen Tonplatte, die einen solchen Winterthurer Ofenmaler in seinem Atelier darstellt, die Aufschrift OFERIA PFAU steht, so ist nicht ausgeschlossen, daß die ersten Lehrmeister, welche diese Kunst nach Winterthur brachten, aus Oberitalien hergerufen wurden. Später bildete sich auch in

dem Städtchen Steckborn eine mit Winterthur konkurrierende Ofenindustrie aus, welche jedoch nie zu gleicher Blüte gelangte.

Bald gedieh nun diese Kunst der Ofenmalerei soweit, daß der Ofen zum illustrierten Bilderbuch für jung und alt wurde, dessen Inhalt man der Bestimmung des Lokales vortrefflich anzupassen mußte. So entstanden für die Ratsstuben die stattlichen Öfen mit sinnreichen Bildern aus der Schweizergeschichte oder mit Darstellungen der zahlreichen Landvogteischlößer, welche dem Beschauer einen Begriff von dem Umfang des Staatswesens geben sollten; für die Klöster — mit ganzen Bibelfolgen; für Zunfthäuser — mit Darstellung der verschiedenen Gewerbe und Stände; für die vornehmen Herren — mit Kopien aus illustrierten Ausgaben der Verwandlungen des Doid, in Abwechslung mit Jagdszenen und Vorführung der verschiedenen militärischen Grade usw. — alles wohl erklärt mit sinnreichen Sprüchen, oft patriotischen oder religiösen, zuweilen aber auch sehr derbhumoristischen Inhaltes. Dabei bot ein dem Ofen angebautes, lehnstuhlartiger Sitz Gelegenheit zum sinnreichen Verweilen bei all diesem Bilderwerk, das namentlich auch für die Jugend eine unverfälschte Quelle der Unterhaltung und Belehrung bildete. Auf diese Weise entwickelte sich nicht nur eine Ofenkunst, sondern auch eine Ofenpoesie, allerdings vorwiegend didaktischen Inhaltes. Schon auf den Reliefkachelöfen waren die allegorischen Darstellungen der fünf Sinne, der Tugenden, der Elemente usw. beliebt gewesen. Auch sie wurden mit dem ganzen heraldischen Schmuck, den man nun noch viel reicher ausgestalten konnte, in die Ofenmalerei hinübergenommen (Abb. 13).

Gegenüber dieser hohen Entwicklung des Ofenbaues im Osten unseres Landes blieb der Westen zurück, wahrscheinlich weil sich dort die alte Vorliebe für die Kamine länger erhielt. Zwar ist die Silhouette der westschweizerischen Öfen ungefähr die gleiche, wie sie die in der Ost- und Zentralschweiz zeigen. Dagegen gab man in der Ostschweiz den polygonen Formen, die sich besser zur Bemalung eigneten, vor zylindrischen den Vorzug. Infolgedessen erhielten sich auch im Westen unseres Landes die Reliefkacheln viel länger im Gebrauch. Ihr Schmuck bestand vorzüglich in Flachornamenten, die sich von Kachel zu Kachel fortsetzten und so über die gesamte Fläche gleichsam einen ornamentierten Teppich breiteten (Abb. 11).

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts scheint auch der alte Herd durch die Verbesserung der Feuerungsanlage, welche eine große Holzersparnis zur Folge hatte, eine Umwandlung erfahren zu haben. Anfänglich wurden die fremden Hafner, welche diese Neuerung in unser Land brachten, überall privilegiert, doch teilten sie schon 1557 auf einem gemeinsamen Tage im Wasserhause Rohr den von überall herbeigeströmten Berufsgenossen ihr Geheimnis

mit. Es bestand darin, daß man mit einem Feuer backen, kochen und braten konnte, und erregte bei den Zeitgenossen so große Bewunderung, daß der Winterthurer Ratsherr Ulrich Meyer berichtet, wenn sich solche Kunst erproben, so sollte es ihn nicht wundern, wenn der jüngste Tag näher rücke, denn weiter könne man es nicht bringen. — Offenbar bestand diese Erfindung in den ersten Versuchen zur Herstellung unserer geschlossenen Herde.

Das 18. Jahrhundert brachte abermals einen Wandel in der Zimmerausstattung, wieder in Verbindung mit der Vervollkommnung der Fensterverschlüsse. Denn nun gab man sich nicht mehr bloß mit hellen Räumen zufrieden, sondern man wünschte, durch das Glas auch einen Ausblick ins Freie zu erhalten. Dieser Anforderung entsprachen die alten Buzenscheiben nicht, wohl aber die kleinen Glastafeln, welche man in Belgien, Holland und im Norden Deutschlands schon seit dem 16. Jahrhundert herzustellen gelernt hatte. Zudem verlangten allerlei neue Beschäftigungen für Hausfrau und Gesinde eines vermehrten Lichtes. In Neubauten verzichtete man darum auf die alten dunklen Holzdecken zugunsten solcher aus weißem Stuck und ersetzte das dunkle, harthölzerne Getäfel durch farbige Tapeten und Wandmalereien aller Art. Zu diesen neuartigen Wohnungseinrichtungen aber paßten die alten, bunt bemalten Ofen nicht mehr.

Dieser Wandel in der Zimmereinrichtung traf zusammen mit einem Aufschwung in der Keramik überhaupt. Er war eine Folge der Bekanntschaft mit den ostasiatischen Erzeugnissen, welche der Seehandel namentlich nach Holland brachte, wo er die berühmten Werkstätten von Delft u. a. D. ins Leben rief. Bevorzugt wurden nun die blauen Malereien. Bald folgte diesem Geschmacke auch der Norden Frankreichs, später Deutschland und die Schweiz. Dazu kam die Erfindung des Porzellans und des Steinguts. Die Beliebtheit dieser Fabrikate gab wieder Veranlassung für Versuche zur Verfeinerung der gewöhnlichen Tonwaren, indem man darnach trachtete, ein Material zu gewinnen, das, infolge größerer Härte im Feuer, sich auch feiner verarbeiten ließ. Sie führten zur Herstellung der verschiedenen Fayencen. Doch haben wir uns hier mit ihnen nur insofern zu beschäftigen, als sie von Einfluß auf die Kachelherstellung waren. Dieser äußerte sich zunächst in einer Verfeinerung des Defors und in der Vorliebe für die blaue Farbe. Die Konstruktion der Ofen blieb anfänglich ziemlich dieselbe (Abb. 14). Später ersetzte man, der neuen Stilrichtung in der Architektur folgend, die geradlinigen Eisen namentlich an den Ofentürmen durch kunstvolle Voluten und den alten Ofenkranz durch eine Kuppel, auf die man eine Urne oder einen verwandten Schmuck stellte (Abb. 15 u. 16). Da nun aber auch die blauen Defors nicht überall zur Farbe der Zimmertapeten und der neu

in Mode gekommenen Möbelüberzüge aus einfarbigen Stoffen paßten, so kamen etwas später daneben auch mehr neutrale, meist sepiabraune bis schwärzliche Defors in Aufnahme.

Die Vorliebe für diese neuen Defors vermochte selbst der blühenden Hafnerindustrie Winterthurs ein glanzloses Ende zu bereiten. An ihre Stelle traten nun für die Ostschweiz neben Steckborn Zürich und die wohlhabenden Dörfer am See. Die Dekoration beschränkte sich anfänglich auf eine schablonenartige Ornamentik (Abb. 14), die ihre Motive mit geringen Variationen auf den Füllkacheln wiederholte und in passender Abänderung auch auf die Gesimse und Voluten übertrug. Dann kamen Medaillons auf, welche kleine Ideallandschaften und figürliche Darstellungen aller Art umrahmten. Aber schon seit den 1730er Jahren stellten sich die Ofenmaler wieder schwierigere Aufgaben, indem sie die damals massenhaft auf den Markt gebrachten Kupferstiche und Radierungen kopierten, wobei man namentlich die von den Niederländern seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts hergestellten Staffage-Landschaften mit ihren Ruinen, Roß- und Rinderhirten bevorzugte (Abb. 15, 16, 18). Daß dabei von ungeschickten Meistern wahre Zerrbilder geschaffen wurden, kann bei dem handwerksmäßigen Betrieb dieser Kunstbetätigung nicht befremden. Daneben aber versuchte man sich gelegentlich auch in Prospekten einheimischer Burgen, Städte und Dörfer. War der Besteller des Ofens ein Offizier, so ließ er wohl auch kriegerische Szenen, sogar mit Anklängen an seine eigenen Erlebnisse malen, während der Jäger das fröhliche Weidmannsleben bevorzugte. Inwieweit sich zu jener Zeit unsere Hafner und Ofenmaler auch an der Dekoration jener blau bemalten Schüsseln, Platten und Krüge beteiligten, die heute noch im Osten und Norden der Schweiz und bis in die Bergtäler des Kantons Bern hinein als Prunkstücke bei wohlhabenden Familien zu Stadt und Land angetroffen werden, läßt sich zurzeit im einzelnen noch nicht nachweisen. Sicher ist, daß diese Töpferprodukte aus der Maingegend, aus Franken und ganz Süddeutschland massenhaft in unsere Heimat importiert wurden, wahrscheinlich, daß unsere einheimischen Hafner und Ofenmaler sich an dieser Fabrikation, wenn auch vermutlich nur in bescheidenem Umfange, beteiligten.

Nach ihrer territorialen Ausdehnung erstreckte sich diese Blaumalerei vom Bodensee mit dem Hauptsitz im Städtchen Steckborn in südwestlicher Richtung nach dem Zürichsee (Abb. 16), von da nach dem katholischen Freiamt und dem Kanton Luzern mit den Hafnerwerkstätten zu Muri, Beromünster und Willisau (Abb. 15), flaute darauf im Gebiete des Kantons Bern wieder ab (Abb. 17), wo die alten tüchtigen Hafnerfamilien in Marau und Zofingen in Ermangelung geschickter Ofenmaler nicht mehr zu konkurrieren vermochten, während in Burg-

dorf die Familien Aeschlimann und Gammeter recht gute blaubemalte Ofen herstellten, wahrscheinlich gefördert durch den bekannten Zürcher Maler Düringer, der sich eine Zeit lang in dem Städtchen aufhielt. Dagegen beherbergte Bern in dem aus Stein a. Rh. gebürtigen Peter Gnehm nur einen einzigen Ofenmaler von bescheidenem Talent, während in dem kleinen Städtchen Neuveville am Bielersee die weit geschicktere Familie Landolt aus Zürich mit ihren schön bemalten Ofen nicht nur die ganze Umgebung versah, sondern mit ihren Arbeitern, wie dem geschickten F. Lager, auch dem tüchtigen Neuenburger Hafner Simonis Jeanrenaud im Val de Travers zeitweilig aushalf. Schon früher waren in Biel die Hafner Joh. Jakob Bitto, der sich zuweilen auch J. J. Bitto, poëlier de Bienne, nennt, und ein A. B. Hosle tätig. Im Westen der Schweiz, namentlich im Kanton Freiburg, bevorzugte man für die Ofen, wie auch für die Töpferwaren, ein blaßviolett Dekor, das von jenseits unserer Landesgrenzen importiert worden war, neben einem bunten, in dem blau, gelb und grün und etwa noch rotviolett dominierten, und dessen Bilderschmuck man zuweilen durch Nachahmung von Chinoiserien zu bereichern versuchte. Daneben befriedigten zahlreiche Meister auf dem Lande die Bedürfnisse der Bauernsane, vor allem die geschickten Meister in Langnau im Emmental. Originell sind auch die schwarzen, mit bunten Blumen ähnlich dem Heimberger Geschirr bemalten Kacheln, welche ein Henry Frederic Borel, terrinier aus Couvet, herstellte.

Nur zwei einheimische Ofenmaler verstanden, Kacheln mit bunten Blumenarrangements zu schmücken, wie wir ihnen namentlich auf dem Porzellan und den feineren Fayencen der damaligen Zeit begegnen. Es waren Johann Jakob Frey, der „Fayenzler“, in Lenzburg (Abb. 19) und Andreas Dolder, gebürtig aus Bannones (Grafschaft Salm), in Veromünster. Beide hatten ihre Lehrzeit außerhalb unserer Landesgrenzen gemacht, wahrscheinlich in Elsaß-Lothringen, wo in Straßburg diese bunte, naturalistische Blumenmalerei unter Karl Franz Hannong aus Maestricht schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts zu großer Blüte gelangt war, was die Gründung weiterer Fabriken zu Hagenau und Niederweiler bei Straßburg veranlaßte. Leider verprübelte Frey seinen ganzen Verdienst in nutzlosen Versuchen, mit unserem einheimischen Material Porzellan herzustellen und starb, ohne sein Geschäft je zur Blüte gebracht zu haben, im Elend. Besser vermochte sich der geschicktere Dolder in Veromünster zu erhalten. Leider läßt sich über dessen äußere Lebensschicksale bis heute nichts Bestimmtes berichten. Nur soviel dürfte sicher sein, daß mit seinem Wegzuge oder Tode diese Industrie auch in Münster aufhörte.

Während in der deutschen und auch in der Westschweiz man sich in dem Aufbau der Ofen mit bescheidenen

Variationen begnügte, da die Hafner gewöhnlich nicht mehr als 2 bis 3 Modelle besaßen und zu stark gewölbte Flächen einer Bemalung eher hinderlich waren, begegnen wir in den Städten am Bodensee und Rhein, von Rorschach bis Basel, einer überraschend großen Zahl von Erzeugnissen, die in Aufbau und Dekoration von unseren Schweizeröfen abweichen. Denn sie verlegen ihre künstlerischen Werte in den Formenreichtum unter Verwendung der modischen Dekorationen (Abb. 20). Sicher ist, daß wenigstens ein Teil dieser Ofen aus dem Schwarzwald, so u. a. aus Lenzkirch, bezogen wurden.

Der Empire-Stil versteifte den Ofenbau zu kalter Klassizität. Unter seiner Herrschaft wird der Ofen zum nüchtern aufgebauten Kasten aus einfarbigen, gewöhnlich blau- oder weißglasierten Kacheln mit einem flachen Giebel, zu dessen Verzierung mit Vorliebe kleine Applikationen aus weißer Masse auf farbigem Grunde, allershand Embleme oder opfernde Göttinnen darstellend, verwendet wurden. Zuweilen zieht sich auch ein Fries mit ähnlichen Darstellungen aus der Antike unter dem Giebel durch. Im allgemeinen sind es die gleichen Dekors, welche wir, aus Messing gegossen, auf den Möbeln jener Zeit antreffen. Daneben wurden aber auch allerlei Versuche zu einem künstlerischen Aufbau, zuweilen unter Beibehaltung der Kuppel mit Base (Abb. 21), gemacht, welche nicht selten auf schlimme Irrwege führten, indem sie den Ofen zum mächtigen Säulensfuße formten oder sogar als ein antikes Tempelchen aufbauten, wobei der Heizzweck eine ganz nebensächliche Rolle spielte. Infolgedessen fehlte diesen Versuchen jeder praktische Erfolg.

Wie im Verlaufe des 19. Jahrhunderts Ofenbau und Ofendekoration immer tiefer sanken, können wir in den Zimmereinrichtungen unserer Eltern und Großeltern studieren. Seit den 1870er Jahren hat man zwar mit mehr oder weniger Erfolg versucht, durch Verwendung von Reliefskacheln und durch Nachbildung der deutschen Ofen aus der Zeit der Renaissance auch bei uns die Ofenbaukunst wieder zu heben. Das war notwendig zu einer Zeit, da man überhaupt zum Vorbild unserer Zimmereinrichtungen das Renaissancemöbel nahm. Und als es darauf Mode wurde, die gotischen Zimmer nachzuzahlen, brauchte es auch für diese Ofen in entsprechender Stilform. Die Kunstgewerbeschulen sorgten dafür, daß den Anforderungen entsprochen werden konnte. Doch vermochte sich diese retrospektive Kunst-richtung nur eine Zeit lang zu behaupten. Mit Recht erröteten talentvolle Männer bei dem Gedanken, daß sich die moderne Kunst ausschließlich auf die Kopie der Erzeugnisse vergangener Jahrhunderte beschränken sollte. Diese Erkenntnis führte zur Reorganisation des gesamten Kunsthandwerkes, die noch im vollen Gange ist.

Der größte Feind aber erwuchs dem Ofen in den Zentralheizungsanlagen. Ob es möglich ist, dem alten

trauten Möbel, das jahrhunderte lang ein Hauptstück unserer Zimmerausstattungen bildete und an das sich so viele liebe Erinnerungen aus unserer Jugendzeit knüpfen, auch künftighin einen würdigen Platz in unserer Wohnungseinrichtung einzuräumen, oder ob es gänzlich

Schweizerische Rundschau.

Basel. Schweizerische Lehrertage.

Anlässlich der am 2. und 3. Oktober stattfindenden Lehrertage wird eine Ausstellung im Isaak Feslin-Schulhaus veranstaltet, welches große, für diesen Zweck sehr geeignete Räume enthält und an und für sich schon einer eingehenden Besichtigung durch die Lehrer wert ist. Bei der Erstellung dieses neuesten Schulgebäudes der Stadt Basel sind alle modernen hygienischen und architektonischen Forderungen in möglichst vollkommener Weise berücksichtigt worden. Die in Aussicht genommene Führung durch das ganze Gebäude wird daher eine willkommene Ergänzung der Abteilung „neue Schulhausbauten“ bieten. Bedeutende Architekten werden ihr zu Gevatter stehen, weshalb man mit Bestimmtheit auf etwas Gedienees hoffen darf. In Modellen, Photographien, Zeichnungen und Plänen soll zur Darstellung gelangen, was im In- und Ausland auf diesem Gebiet Hervorragendes geleistet worden ist, so daß alle, welche in Schulhausbaufragen mitzusprechen haben, hier Gelegenheit finden sich mit den neuesten Errungenschaften bekanntzumachen; namentlich soll das kleine Landtschulhaus berücksichtigt werden.

Burgdorf. Sparsuppenanstalt.

Die am 22. Mai zusammengetretene Versammlung der Einwohnergemeinde beschloß die Erstellung eines neuen Gebäudes für die Sparsuppenanstalt nach den vorgelegten Plänen und bewilligte die erforderlichen Kredite. Der Neubau ist auf dem Bauplatz neben dem Kornhaus geplant und wird rund 44 000 Fr. erfordern.

Flawil. Die neue evangelische Kirche.

Das nach den Plänen und unter der bewährten Leitung der Architekten Curjel & Moser in St. Gallen und Karlsruhe erbaute Gotteshaus ist nun vollendet. Begonnen wurde der Bau am Pfingstdienstag 1909; der 60 m hohe, massive Turm beherrscht mit seinem stattlichen Helm das anmutige Dorfbild. Die Kirche zählt 1100 feste Sitzplätze und etwa 400 Stehplätze; der Kostenvoranschlag sah eine Ausgabe von rund 45 000 Fr. vor, in welcher Summe jedoch Architektenhonorar und Umgebungsarbeiten nicht inbegriffen sind.

Heiligenschwendi. Sanatorium.

Die Bernische Lungenheilstätte wird in nächster Zeit um 60 Betten erweitert werden, da die bisherige Bettenzahl dem großen Andrang nicht mehr genügen kann.

Lausanne. Crédit Foncier.

Das jüngst vollendete Bankgebäude, nach den Plänen und unter der Leitung des kürzlich verstorbenen Architekten Francis Fozz ausgeführt, bedeutet für die Stadt Lausanne einen künstlerischen Fortschritt. In der Lausanner Presse erfährt es eine sehr lobende Kritik die den Umstand besonders hervorhebt, daß der Erbauer mit Erfolg versucht hat, den Bau seiner Umgebung anzupassen und keinen Pariser Palast, sondern ein schweizerisches Bankhaus hingestellt hat.

Der innere Ausbau ist von den Architekten Fozz jr. und Brugger vollendet worden.

Luzern, Kurhaus Sonn-Matt.

Auf einem Ausläufer des Dietschiberges steht das unlängst eröffnete, von den Architekten Theiler & Helber erbaute Kurhaus Sonn-Matt, ein vorzügliches Beispiel modernen Anstaltsbaues.

Das Haus ist mit allem neuesten Komfort eingerichtet und bietet etwa für 100 Erholungsbedürftige Raum. Wir werden das interessante Gebäude im Laufe des nächsten Jahres veröffentlicht.

Diesem Heft ist als Kunstbeilage VI eine Wiedergabe eines Ofens aus Lenzburg (Ende des 18. Jahrhunderts) beigegeben.

dem Untergang geweiht werden soll, wird nicht zum wenigsten von unseren Architekten abhängen.

(Vortrag, gehalten an der IV. Jahresversammlung des B. S. A. von Dr. H. Lehmann, Direktor des Schweiz. Landesmuseums.)

Meilen. Primarschulgebäude. (Baukunst 1910, S. 267.)

Die Baurechnung dieses vom Architekten Zollinger erbauten Schulhauses ergab, daß die Gesamtkosten mit etwa 20 000 Fr. unter dem Kostenvoranschlag zurückgeblieben sind, gewiß ein Fall der nicht allzuoft vorkommen dürfte.

Die damit verfügbar gewordene Summe wurde zur Bestreitung der Kosten für Mobiliar und Umgebungsarbeiten sowie teilweise zur Deckung der Kapitalzinsen benützt.

Genens (Waadtland). Gasanstalt.

Kürzlich wurde in Gegenwart der kantonalen und der Ortsbehörden das neue städtische Gaswerk für Lausanne eingeweiht.

Literatur.

Moderne Raumkunst.

Die vermehrte Aufmerksamkeit, die man heute einer auch ästhetisch befriedigenden Ausstattung der Wohnräume zuteil werden läßt, hat die Herausgeber der „Modernen Bauformen“, der im Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart erscheinenden trefflichen Monatschrift für Architektur und Raumkunst, veranlaßt, ihr sechsen erschienenen Mai-Heft hauptsächlich der Raumkunst zu widmen. Die zahlreichen farbigen Tafeln geben farbig überaus frische und interessante Räume wieder, die von Schülern der staatlichen Kunstgewerbeschule Hamburg entworfen wurden; von Architekt (B. D. A.) Hans Bernoulli, Berlin, wird die innere Ausstattung eines großen Berliner Geschäftshauses dargestellt; eine Reihe von Möbeln dänischer Künstler, die seinerzeit auf der Ausstellung dänischer Kunst in Berlin zu sehen waren und reizvolle Stuben und Zimmer englischer Landhäuser von E. F. A. Boyesen, London, sind reich an mannigfaltigen Anregungen.

Ansprchende Landhäuser von den Architekten (B. D. A.) Gebürder Ludwigs in Hagen i. W., ein charaktervoller Geschäftshausbau von Erich Olzewski, Berlin-Weißenu und eine Reihe bewunderungswürdiger Bleistiftstudien von Hans Bernoulli ergänzen den vielseitigen Inhalt des neuesten Heftes der auch für Nichtfachleute stets interessanten Monatschrift.

Wettbewerbe.

Sirnach. Schulhaus und Turnhalle.

Zu diesem unter den Architekten der Kantone St. Gallen und Thurgau ausgeschriebenen Wettbewerb sind 47 Entwürfe eingegangen. Die Beurteilung der Arbeiten war einer Jury, bestehend aus den Herren Professor Rittmeyer, Architekt (B. S. A.) in Winterthur, Aug. Hardegger, Architekt in St. Gallen, Kantonsbaumeister Ehrensberger in St. Gallen, Nationalrat Dr. von Streng und Pfarrer Hohl, beide in Sirnach.

Ein I. Preis konnte nicht erteilt werden.

Die dem Preisgericht zur Verfügung stehende Summe wurde in zwei II. und zwei III. Preise von 600 bzw. 400 Fr. geteilt; folgende Bewerber wurden mit Preisen ausgezeichnet:

- II. Preis (ex aequo) Müller & Fehr, Architekten in St. Gallen.
- II. Preis (ex aequo) Richard Meyer und Alfred Ewald, Architekten in St. Gallen.
- III. Preis (ex aequo) H. und E. Akeret, Architekten in Weinfelden.
- III. Preis (ex aequo) Paul Truniger, Architekt (B. S. A.) in Wil.

Der Entwurf „29. April“ erhielt eine Ehrenmeldung.

von Joh. Jak. Frey

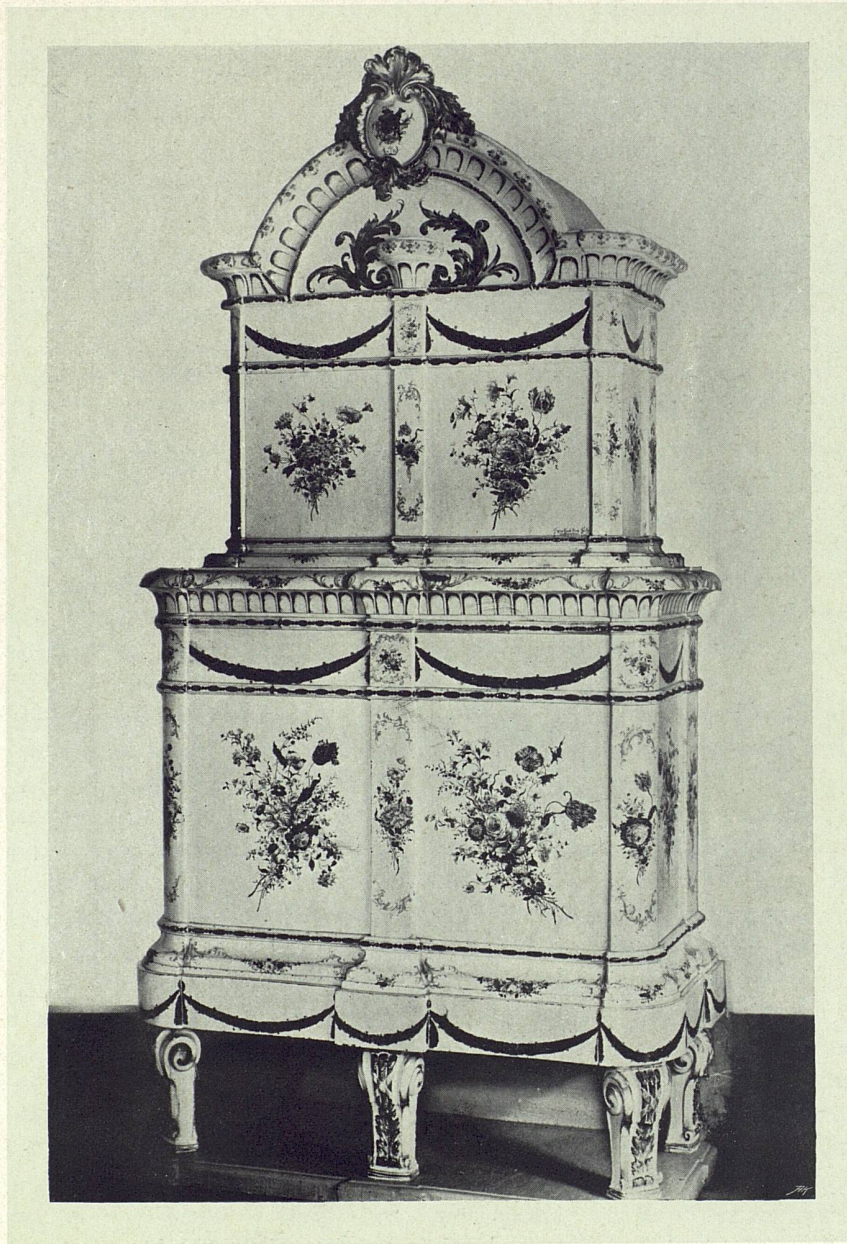


Abb. 19. Ofen von Johann Jakob Frey, „Fayenzler“ in Lenzburg
Kacheln mit buntem Blumen Dekor (Ende des 18. Jahrhunderts)